

erblickte ich plötzlich ein ganz neues und frischbeschriebenes Kreuz. Neugierig trat ich hinzu und wie erstaunte ich, als ich meinen Vor- und Zunamen, den Datum meiner Geburt, und zugleich auch den dießjährigen zweiten Osterfeiertag, als meinen Todestag, mit dem Zusage: „Er starb, als er im Begriffe war, die Universität zu verlassen; innig betrauert von seinen entferntlebenden Aeltern und seinen zahlreichen Freunden,“ bezeichnet finden muß. „Poffen,“ rief ich, „ich lebe ja noch, und bin jung und gesund.“ „Am zweiten Osterfeiertage dieses Jahres wirst du aber sterben,“ erscholl eine ächzende Bassstimme zwischen den Grabhügeln hervor. — Ich erwachte darüber, kalter Schweiß träufelte mir über die Stirne. Da drückte ich krampfhaft die Augen zu, und es gelang meinem festen Willen, den Schlaf wieder herbeizurufen. Doch kaum schlafend, erneuerte sich der böse Traum, und wieder sah ich die drohende Inschrift. Vergebens war ich am nächsten Morgen bemüht, mich jenes Traumbildes zu erwehren, es trug zu klar die Farben des Lebens. Mag ich träumen oder wachen, das mahnende Kreuz steht immer vor meinem Blicke, und morgen schon ist der zweite Osterfeiertag.“

Durch alle mir zu Gebot stehenden Trost- und Vernunftgründe war ich bemüht, meinen leidenden Freund aus den Schlingarmen des drohenden Traumgespenstes zu reißen, und seine verdüsterte Phantasie wieder dem Sonnenbilde des Lebens zuzuführen. „Ein Traum,“ demonstirte ich, „ist ein Nebelbild ohne Ursache und Wirkungskraft. Wenn wir schlafen, so ruht auch mit dem Körper der Geist, und was von dem lehtern dann noch eine Spur von Reiz und Wirksamkeit behält, das ist nur ein Abglanz von dem lehten Strahle der untergegangenen Sonne.“

„Eben“ wurde ich hier von Mary unterbrochen, „die Reflexionskraft des Geistes ist es, was mich beunruhigt. Der Geist des Träumenden ist zur größeren Hälfte der Bande des Körpers entledigt; fern von leidenschaftlichem Verlangen, gehört er dem rein sinnigen, dem höhern Leben für Momente an. Und warum sollte er in solchen

Momenten, vermöge der Kraft seiner Reinheit, nicht einen Lichtstrahl von Jenseits reflectiren?“

Endlich gelang es mir, Mary insoferne zu beruhigen, daß er mir die Zusage gab, möglichst den Gedanken an jene Kreuzeschrift zurückzudrängen, den folgenden Tag im verschlossenen Zimmer zu verleben, um vor jedem zufälligen Unglücke gesichert zu bleiben und zugleich seinen Geist nur mit Büchern heitern Inhalts zu beschäftigen, wozu ich selbst die Auswahl traf.

Am nächsten Morgen besuchte ich meinen Freund und fand ihn zu meiner höchsten Freude heiter gestimmt. Wir frühstückten miteinander, leerten eine Flasche Wein, hielten gegenseitige Vorträge aus launigen, vaterländischen Dichtern, und scherzten selbst über Träume und Traumdentereien. „Nachmittag um 3 Uhr,“ sprach ich beim Weggehen, „stehst du mich wieder. Wir wollen dann den Boden einer neuen Flasche untersuchen, und ich werde selbst bei dir übernachten, um bis zum Anbruche des neuen Morgens geistig und körperlich jeden Kobold von dir abzuwehren.“

Zur festgesetzten Stunde erschien ich — doch die Zimmerthür meines Freundes blieb ungeöffnet, obgleich ich mein Anpochen, mit der in mir steigenden Besorgniß mit raschen Schlägen verstärkte. Etwas Ungewöhnliches mußte Mary widerfahren seyn, daß er das Zimmer sollte verlassen haben, war mir nicht denkbar. Vielleicht eine Ohnmacht. Ohne weiteres Säumen hohlte ich einen Schlosser herbei. Die Thür wurde durch ihn geöffnet und da fand ich den armen Jüngling völlig angekleidet, das Angesicht in beide Hände gestützt, dem Anscheine nach schlafend, hinter dem Tische sitzen. Vergebens rief ich wiederholt seinen Namen; umsonst blieb mein Jammer. Die Todten kann nur Gott erwecken. Ein Schlagfluß — ob in Folge des beängstigenden Traumes, oder durch wirkliche, unbegreifliche Vorausbestimmung — hatte sein Blütenleben gebrochen. Vor ihm lag die aufgeschlagene Bibel, neben ihr von seiner Hand fein und zierlich geschrieben, die oben mitgetheilte Grabeschrift.

VI. Unterhaltungs-Kalender für Freunde erheiternder Lektüre, für Liebhaber der Dichtkunst, Deklamation, der Musik, des geselligen Gesanges, für Anekdoten-, Charaden- und Räthsel-Sammler.

A. G e d i c h t e.

Das Lottospiel.

(Zum Neujahre 1837.)

Ihr Damen und Herren seid eingeladen
Zu einem lockenden Lottospiel!
Ihr kommt dabei gewiß nicht zu Schaden,
Gewinnen könnt ihr mit Wenigem viel!
Zwar sind nicht alle berufen zum Glück,
Doch nur dem Wagenden zeigt es sich hold; —
So trocket mutbig und kühn seiner Tücke
Die Treffer sind höher als Demant und Gold.

Ver sichert ist dieses Spiel durch ein reiches
Seit Adam beglaubigtes Wechselhaus;
Die Firma spottet des drohendsten Streiches
Ich wette, sie hält bis zur Ewigkeit aus.
Der Spielplan stellt in des Ostens Ecke
Der Welt sich zur Schau auf goldigem Blatt;
Und daß vor Verzögerung Niemand erschrecke:
Seit gestern findet kein Rücktritt Statt.

Haupttreffer ist, was Alle begehren,
Ein Talisman von besonderer Art,
Er glättet Stirnen, er trocknet Fahren;
Er ebnet die Wege der irdischen Fahrt;

Er pflanzt den Frieden auf eure Gefilde,
Er schützt, die euch schützen in Freud' und im Feld,
Er sorget mit Eintracht, Gedeihen und Milde,
Der Talisman der Zufriedenheit.

Die Nebentreffer umreiß'n wie Trabanten
Den Talisman, als die Sonne des Spiels.
Es sind: die Freude mit ihren Verwandten,
Die lieblichen Kinder des Geists und Gefühls;
Die schwellende Traube, die schimmernde Ähre,
Die schmeichelnde Kunst mit Klang und Bild,
Der Handel, der Ruhm, des Reichthums Schimäre,
Und was als ein Treffer den Sterblichen gilt.

Die Münze, die man für Loose erlegt,
Scheint unter den Menschen nicht selten zu seyn;
Die Hoffnungen sind es, die Jeder sich prägt,
Drum sehet getrost und vertrauend sie ein.
Doch daß euch zuletzt nicht ein Nietchen erböse,
Verfahret beim Sach mit bedächtigem Sinn,
Je weniger Hoffnung ihr seht auf die Loose,
Um desto erfreulicher ist der Gewinn.

Der Loose sind viele, das ist nicht zu leugnen,
Die Muse hat aber ins Glücksrad geschaut
Und still mir zur fremden Lust und zur Eignen,
Sub rosa die glückliche Nummer vertraut.
„Eintaufend achthundert und sieben und
dreißig“

So heißt sie, ihr wird der Gewinn verlieh'n!
Drum fasset Vertrauen und sehet nur fleißig
Und Niemand mög' eine Kulle sich zieh'n.

L i e d,

gesungen bei dem Festmahl, das bei Eröffnung der Nürnberg-
Fürther-Eisenbahn gegeben wurde *).

Glück auf, mit Gott! der Anfang ist geschehen,
Es liegt die Strecke Bahn!
Und soll's nach Ost und Westen weiter gehen,
So knüpft man oben an.

Das schöne Werk, der Gegenwart zum Lobe,
Wird's sicher anerkannt
Als erster Punct, als musterhafte Probe,
In unserm Vaterland.

Zwar eben geht's, zum Ruh und zum Ergöhen,
Von hier zur Schwesterstadt;
Doch kann der Mensch wohl Berge auch versehen,
So er den Willen hat.

Und kann's nicht Einer, nun, so können's Viele,
Wenn Eintracht sie umschlingt,
Geht Aller Streben stets nach Einem Ziele,
Gewiß, das Werk gelingt.

*) Verfasser dieses Liedes ist der geschickte Buchbinder, Magis-
stratsrath Schnerer in Nürnberg. Hauns Sachsens Geist ist
also dort nicht erkorben.

Seht ihr die Bahn, die Linien von Eisen,
Die, fest und schürgerad, was man
Bedeutungsvoll nach Ost und Westen weisen?
Seht ihr den Zauberpfad?

Was schnaubt und qualmt dort vor der Wagenreihe?
Es scheint ein Elephant,
Daß er als Zugthier sich zum Dienste weise,
Gemacht von Menschenhand.

Und seht! es zieht mit wunderbarer Schnelle,
Den langen Wagenzug
Dieß Werk der Kunst gar mächtig von der Stelle,
In adlergleichem Flug.

Was ist's, das wunderbarlich heutzutage
Solch Menschenwerk belebt?
Das Element, auf dem, nach heil'ger Sage,
Einst Gottes Geist geschwebt;

Und noch ein Element, mit ihm verbunden,
Ihm scheinbar nicht verwandt,
Das Prometheus in thatenvollen Stunden
Dem Himmel kühn entwandt.

Kennt ihr das Kind des Wassers und der Flammen?
Es wird nur Dampf genannt;
Doch Wunder wirkt's, hält man es Flug zusammen,
Gezähmt von Menschenhand.

„Hauns Dampf,“ hat man zum Schimpf oft den geheissen
Der nicht viel hergeschafft;
Doch Dampf ist nun auf solcher Bahn von Eisen
Das Ideal der Kraft.

Bergeudet nicht zu Kriegs- und Mordgewehren
Hinfort dieß edle Erz!
In Fried' und Glück auf solcher Bahn verkehren,
Erfreue Aller Herz.

Ja, alle Ketten, Fesseln, Wehr und Waffen
Aus roher, harter Zeit,
Sie werden einst in Schienen umgeschaffen,
Zum Preis der Menschlichkeit!

Mit Schienen, Freunde, webet ohne Bangen
Ein Netz von Pol zu Pol!
Sieht sich Europa einst darin gefangen,
Dann wird es ihm erst wohl.

R ü f f n e r l i e d.

Von Joh. Nep. Vogl.

Wer baut doch nur landein landaus,
Ei sagt, wer baut das schönste Haus?
Klipp klapp!
Das kann doch nur der Ruffner seyn,
Denn er nur baut ein Haus dem Wein!
Klipp klapp! Klipp klapp! Klipp klapp!

O Faß! du bist so blank und fein,
 Sei Innen auch wie Außen rein!
 Klipp Klapp!
 Es gibt im Land kein schön'res Faß,
 D'rum berg' auch kein's ein bess'res Naß!
 Klipp Klapp! Klipp Klapp! Klipp Klapp!

Und nun halt fest, daß ja vom Wein
 Kein Tropfe mag verloren seyn,
 Klipp Klapp!
 Doch gießt der Wirth was Schlechtes bei,
 Dann springt ihr Keiße all' entzwei!
 Klipp Klapp! Klipp Klapp! Klipp Klapp!

S i n t r a m.

(Ballade von Joh. Nep. Vogl.)

Horch, Glockenton und Orgellaut!
 Herr Gulfo führt die schöne Braut
 Zum Traualtar.
 Und Herrn und Frau'n in reicher Tracht,
 Geleiten zu des Domes Pracht
 Das stolze Paar.

Schon steh'n sie an des Altars Rand,
 Schon segnet sie des Priesters Hand
 Zum Bündniß ein,
 Da tönt's aus einem fremden Mund
 Tief aus der Halle dunklem Grund:
 „Halt! sie ist mein!“

Auffährt Herr Gulfo und erblaßt,
 Und Schreck und Graun die Menge faßt,
 Wer sprach das Wort?
 Die Diener stürzen rasch hinaus —
 Doch öde ist so Flur als Haus,
 Der Sprecher fort.

Horch Jubelruf im hellen Saal,
 Dem Brautpaar klingt der Goldpokal
 Gefüllt mit Wein;
 Da schallt es zu dem frohen Chor
 Mit laut'rem Ruf noch als zuvor:
 „Halt! sie ist mein!“

Springt da Herr Gulfo auf vom Tisch
 Und reißt heraus die Klinge frisch:
 „Das log dein Mund,
 Hegst Lust du nach dem Bräutlein zart,
 So ford're sie wie's Mannesart
 Nun auch zur Stund'!“

Er spricht's — da tobt's herein durch's Thor
 Da flammt's von Schwertern rings empor
 Wie Wetterschein,
 Und an die Brust ein Fremder drückt
 Die blasse Braut, und ruft entzückt:
 „Die Braut ist mein!“

Der bleiche Sintram ist's, der wild
 Umschlungen hält das süße Bild
 Mit Wuth im Blick:
 „Du stahlst mein Lieb mit arger List
 D'rum fordr' ich's, Räuber, nun zur Frist
 Von dir jurid!“

Su, wie da sauset Streich um Streich!
 Hilf Gott! — da stürzt Herr Gulfo bleich,
 In Todespein,
 Der Sintram aber faßt die Braut
 Und schlägt sich durch und jubelt laut:
 „Die Braut ist mein!“

In Flammen lodern Schloß und Thurm
 Dazwischen braust so Kampf als Sturm
 Mit wirrem Schall,
 Doch seht, schon hat voran dem Schwarm
 Der Kämpfer mit der Braut im Arm
 Erreicht den Wall.

Wie qualmt es da vor ihm so dicht!
 Weh! unter Sintrams Füßen bricht
 Es prasselnd ein —
 Schon stürzt das Paar — doch aus der Blut
 Erschallt's noch, wie im freud'gen Muth:
 „Die Braut ist mein!“

Lob des kalten Wassers.

Rühmt immer, reiche Prasser,
 Nur euren Nebenfaß,
 Wir huldigen dem Wasser
 Und segnen seine Kraft!

Ihr schwelgt im Blut der Neben
 Euch krank und feuerroth,
 Uns gibt das Wasser Leben,
 Euch gibt der Wein den Tod.

Ihr sinkt betrunken nieder
 Und Podagra und Gicht,
 Lähmt zeitig eure Glieder,
 Doch Wasser thut es nicht.

Es reinigt alle Säfte
 Verdünnt das dicke Blut.
 Schenkt neue Lebenskräfte
 Und immer frischen Muth.

D'rum soll zu seinem Preise
 Dieß Lied gesungen seyn,
 Das Wasser macht uns weise,
 Und närrisch macht der Wein.

Der Affe, der Mensch und der Wurm.

(Eine Fabel.)

Ein schöner Apfel prangt auf einem Baum,
Ein Affe springt vorbei; er sieht ihn kaum,
Als er herab ihn reißt, hört man ihn schrei'n:
„Der Apfel da ist mein!“

Doch eh' er ihn noch bringet an die Lippe
Spaziert ein Mensch aus dem Gestrippe;
Der sieht den Affen nach dem Apfel beißen.
Schnell weiß er ihm denselben zu entreißen
Und laut hört man auch diesen schrei'n:
„Der Apfel da ist mein!“

Und wie er jetzt vom Affen sehr beneidet,
Den schönen Apfel in zwei Hälften schneidet,
Da sieht er ihn ganz ausgehöhlt von Innen,
Und ein ganz kleiner Wurm bewegt sich d'rinnen,
Der lispelt höhnisch: „Schöpfungskönig! nein!
Der Apfel da ist mein!“

B. Erzählungen und Anekdoten.

Der Besoffene aus lauter Mäßigkeit.

„Jacques Veraur,“ sprach der Präsident der Pariser
Buchtpollizei zu einem Kutscher, welcher nächtlichen Lärmens
und Stänkerei angeklagt war, „Jacques Veraur, „Ihr
ward, wie es scheint am Samstag, als ihr arretirt wur-
det, in einem vollständigen Zustande der Trunkenheit.“

„Herr Präsident,“ antwortete der Angeklagte, „hören
Sie mich zuerst, dann sprechen Sie mein Urtheil. Des Mor-
gens am Samstag begegnet mir ein guter Freund, und der
sagt zu mir: „„Kommt mit uns ins Wirthshaus, ich zahle
ein paar Bouteillen Wein.““ „Ein paar Bouteillen“ sag ich,
das ist zu viel, eine für beide das laß ich gelten;“ und wir
gingen zum gelben Fuchs und tranken beyde eine Bouteille.
Das ist doch mäßig, will ich meinen? Um zehn Uhr treffe
ich drei Freunde in einer Straße, die sagen wieder: „„Kommt,
wir wollen jeder eine Bouteille leeren.““ „Nein,“ antwortete
ich, „nein meine Herren, wir sind unser vier, trinken wir mit-
einander zwei Bouteillen; das ist doch auch mäßig, glaube ich?“
Wir gehen, trinken zwei Bouteillen, dann gehen die andern
drei an ihre Geschäfte, und ich besuche meinen Schwager,
bei dem trinke ich eine halbe Bouteille von seiner eigenen
Fechsung. Ich hätte gern mehr getrunken, denn es war ein
delicater Wein, aber nur mäßig. Zu Mittag kommen un-
ser vier zusammen, der Aufwärter kommt und fragt, was wir
wünschen: „„So viel Personen, so viel Bouteillen guten
Wein.““ schreit Robert. Allein ich zanke ihn wegen seiner Un-
mäßigkeit aus, und befahl dem Aufwärter, nur zwei Bouteil-
len zu bringen. Das geschah; als wir die zwei ausgetrunken
hatten, erlaubte ich zwar wieder zwei zu bringen, aber nie-

mals vier auf ein Mal, Herr Präsident. Pfui, wer wird
sich so dem Trunke ergeben! Freilich ich muß gestehen, das
Ding wurde fünf Mal wiederholt.“

„Wenn ich recht rechne,“ versetzte der Präsident, „so kom-
men dann schon fünf Bouteillen auf Euch allein.“

„O nein, Herr Präsident, immer nur eine halbe Bou-
teille kam auf mich, nie eine ganze. O, dafür bin ich be-
kannt, kein Mensch kann mir nachsagen, er habe mich allein
eine ganze Bouteille trinken gesehen.“

„Nun, und Nachmittags? Was habt Ihr Nachmittags
gethan? Habt ihr Euren Calcul so fortgesetzt?“

„O nein, Herr Präsident, da hab' ich mich noch mehr in
Acht genommen. Man muß sich bessern, hab' ich zu mir selbst
gesagt, eine Drittelsbouteille ist für einen Menschen genug.“

„Mit wie viel guten Freunden habt ihr euer Drittel
getrunken?“

„Mit achtzehn guten Freunden, Herr Präsident.“

„Das macht sechs Bouteillen.“

„Ja, Herr Präsident, wir haben lauter guten weißen
Weingetrunken. Sehen Sie, ich bin in einer Gesellschaft von
englischen Kutschern, welche eine Mäßigkeitsgesellschaft ge-
stiftet haben, davon bin ich Mitglied, und daher kommt
meine Zurückhaltung. (Er wankt).“

Der mäßige Fuhrmann wurde zu zehntägigem Arrest
verurtheilt.

„Das Drittel eines Monates?“ sprach Veraur, „ist auch
mäßig; ich danke dafür.“

Der Engel des Todes.

Viele Personen behaupten, Träume und Ahnungen ge-
hörten in das Reich des Aberglaubens. Andere dagegen be-
haupten, man dürfe weder die einen noch die andern für
gering halten.

In der That gibt es tausend von Träumen, die in Er-
füllung gegangen; von Ahnungen, die sich verwirklicht haben.

Welcher Meinung soll man in diesem Streite logischer
Gründe mit der Erfahrung beipflichten? — Hier mag in-
dessen die Erzählung einer Geschichte Statt finden, welche
sich neuerlich zu Alexandrien ereignete.

Als die in dieser Stadt herrschende Pest den höchsten
Grad ihrer Intensität erreicht hatte, träumte einem musel-
männischen Handelsmanne, daß in seinem Hause elf Per-
sonen an der Pest sterben würden.

Als er am Morgen erwachte, blieb ihm sein Traum ge-
genwärtig, und nicht ohne Besorgniß bemerkte er die Zahl
seiner Hausgenossen, welche genau elf betrug. Sein Kum-
mer und seine Angst nahmen im höchsten Grade zu, als
Tags darauf seine Gattinn, zwei Sclaven und drei Kinder
der Geißel erlagen.

Der Muselman zweifelte nun um so weniger an sei-
nem baldigen Tode, da am vierten Tage noch zwei Kinder,
ein Diener und eine alte Hausmagd von der Pest wegge-
rafft wurden.

Einsam im Hause, ein Lebender, bereitete er sich zur

großen Wanderung in die Ewigkeit, erzählte mehreren Freunden seinen Traum, und bat sie, jeden Morgen nachzusehen, ob er bereits todt sei, und in diesem Falle seine Leiche mit den herkömmlichen Ceremonien den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Ein gewandter Gauner, der von diesen Äußerungen Kunde erhielt, wollte aus dem Todeschreck des unglücklichen Muselmanns Vortheile ziehen. Er schlich nächtlicher Weise nach dem Zimmer des Kaufmanns. Dieser von Angst befangen, erhob sich von seinem Stuhle und rief zitternd: „Wer ist hier?“

„Ich bin der Engel des Todes!“ antwortete der Dieb.

Der bestürzte Muselman barg sein Haupt in die Bettdecke; der Engel des Todes aber benützte diesen Augenblick, um alle Effecten von Werth, welche er vorfand, wegzuschaffen, und damit schnell die Treppe zu erreichen.

Plötzlich aber, und ehe er noch die Thürschwelle erreicht hatte, überfiel ihn ein Schwindel, der Engel des Todes fiel über die Treppe hinab, und starb bald darauf an der Pest.

Der unerschrockene Muselman blieb bis zum Anbruch des Morgens unter der Decke, und erhielt seine Besinnung erst dann wieder, als die Freunde herbeikamen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Sie erfuhren was vorgefallen, erkannten den Dieb und fanden in seinen Taschen die geraubten Effecten.

Der Traum des Muselmannes war also auf die wunderbarste Weise in Erfüllung gegangen. Von nun an war er so fest überzeugt, daß er am Leben bleiben werde, als er es früher von seinem Tode war; hinein täuschte er sich auch nicht; denn noch heute erzählt er zu Alexandrien die Geschichte seines Traumes Allen, welche sie zu wissen verlangen.

Das treue Pferd.

(Nach einer wahren Begebenheit aus dem Feldzuge von 1809.)

In den langen Winterabenden sucht man sich durch Erzählungen und Lecture die Zeit zu verkürzen. An einem solchen Abend saß mein Vater und ich, jeder sein Pfeifchen rauchend, nebeneinander am Tische. Wir sprachen eben von den entschwundenen Tagen des Krieges, von den Thaten großer Männer, wackeren Soldaten, von errungenen Siegen u. s. w. Und welcher Soldat spricht nicht gern von dem, was sein Auge in den Tagen der Gefahr gesehen? Was sein Herz gefühlt, sein Körper gelitten und entbehrt? — Mein Vater, Soldat mit Herz und Seele, sprach: „Ich habe viel gelitten, mein Sohn, aber nichts hat mir mein Herz zu solcher Wehmuth gestimmt, als die Begebenheit, welche ich dir jetzt erzählen will. — Der Donner der Schlacht gröhlte und würgte fürchterlich an dem Gestade der rauschenden Donau. — In Nacht war der Tag gehüllt vom Pulfverdampfe, den Pfad der Kämpfenden bezeichnenden Ströme von Blut, fürchterlich tönte zwischen dem Donner der Kanonen das Geräusch der Sterbenden, das Ächzen der Verwun-

deten. Die feindlichen Scharen sandten Tod und Verderben in unsere Reihen, durch ihre Kugeln. — In diesem Kampfe auf Tod und Leben würde ein Husar von einer feindlichen Kugel tödtlich getroffen, und sterbend sank der wackere Soldat vom Pferde. Das Schlachtgetümmel verlor sich allmählig mehr vom linken Flügel, wo der brave Krieger gefallen war, und das Pferd streckte sich, indem es seinen Herrn schlafend glaubte, gemächlich neben ihm nieder. Es säumte nicht den Schlaf desselben zu bewachen, als sein treuester, wärmster Freund, damit ihn nichts darin stören möge. Mehrere Krieger kamen nun hinzu, doch keiner durfte es wagen sich dem Todten zu nahen, denn das Pferd schlug und biß wüthend um sich. Ein Franzose versuchte es in tollem Ungestüm, die eifrige Wache zu verjagen, doch des treuen Thieres wilder Grimm lohnte den Kühnen mit heftigem Hufschlage, so daß der Franzose in die höchste Wuth gerieth. Schon hatte er den Arm erhoben zur Rache, in der Hand den blinkenden Säbel, um dem treuen Wächter die Wache mit blutigem Tode zu lohnen; als zufällig Napoleon herangeritten kam, und ein strenges Halt! dem rachgierigen Soldaten entgegendonnerte. Mit strenger finsterner Miene forderte er Aufschluß über das, was hier geschehen sey, und erfuhr, daß, wenn Jemand der Leiche sich nahe, das Thier in wildem Ungestüm beiße und schlage. — Gar wunderbar ergriff den Feldherrn diese Kunde, und er sprach gerührt: „Laßt diese beiden jezt in Ruhe mir, und keiner krümme ein Haar dem Thiere, denn was es ferner thut, will und muß ich wissen. — Später berichtet mir so genau als möglich, was zwischen beiden noch vorgeht.“ Und damit ritt er rasch fort, mit einem gutmüthigen Adieu. Sein Wille wurde genau vollzogen, aus der Ferne beobachtete man beide, und brachte am Morgen dem Feldherrn folgenden Rapport; von sechs Männern beieidet: „Kaum war die Sonne heraufgestiegen, als sich das treue Thier aufgerichtet, und Tritt für Tritt um seinen Herrn die Kunde machte, ihn sanft mit dem Kopfe stieß, beroch, als wollte es ihm freundlich sagen: Erwache doch. — Das gute Thier fand nun wahrscheinlich, daß sein lieber Herr todt sey, denn weit streckte es den breiten Hals hinaus, stöhnte furchtbar, wiherte kläglich und brüllend, in tollem Rennen, stürzte es den Wogen der Donau zu, sprang hinein, sank, und war verschwunden.“ Regungslos hatte ich der Erzählung zugehört, tiefe Stille herrschte jezt und ich sah eine Thräne im Auge meines greisen Vaters, eines unerschrocknen Kriegers, schwimmen. — Nach einer Pause stand er auf, schritt einigemal durch's Zimmer, sprach dann zu mir, seine Hand auf meine Schulter legend: „Nicht wahr mein Sohn, auch dich über-rascht die That des Thieres! O glaube mir, ein wunderbar Gefühl ergriff auch den Feldherrn, als er sie vernahm, so wie jeden Krieger.“ Ich wollte sprechen, allein er legte mir den Finger auf den Mund und sprach: „Still mein Sohn, ich weiß, was du mir als Systematiker sagen kannst; doch genügen kann es mir nicht, wenn du den Selbstmord eines Thieres, aus Treue zu seinem Herrn, als Instinct bezeichnest.“

Canova in der Küche.

Unfern von dem prächtigen Pallaste der Familie Falleri in Possagno, in dem damals venetianischen Staate, stand eine ärmliche Hütte, die dem alten Maurer Pasino gehörte. Eines Abends, als derselbe auf seinem schlechten Bette lag und schlief, wurde er plötzlich durch ein starkes Klopfen an der Thür geweckt; er stand auf, öffnete und erkannte bei der Dunkelheit ein Kind.

„Wer bist du, was willst du,“ fragte Pasino in dem ärgerlichen Tone eines Mannes, der geweckt worden ist, wenn er gern noch geschlafen hätte.

„Ich, Antonio, bin es ja, Großvater!“ antwortete der schüchterne Knabe.

„Du! was ist dir geschehen?“ fragte der Maurer, indem er plötzlich den Ton änderte, das Kind an der Hand nahm, es an sich zog, und trotz der Dunkelheit auf dem Gesichte desselben die Ursache dieses nächtlichen Besuches zu lesen suchte.

„So rede doch! Warum hast du deine Mutter verlassen? ist sie krank? hast du einen dummen Streich gemacht? Hat sie dich fortgejagt?“

„Nein Großvater, ich bin allein fortgegangen.“

„Aber warum? warum?“ fragte Pasino ungeduldig, und schlug Feuer an, um Licht zu machen. Bei dem Schein der Lampe bemerkte er, daß der Knabe weinte, und auf einem Stöcke ein kleines Packet trug.

„Ich konnte nicht mehr zu Hause bleiben,“ sagte der Knabe endlich, und warf das Päckchen hin; „ich war nicht mehr Herr dort; ein anderer befahl. Ach der böse Venetianer! Wenn ich 11 Jahre älter wäre, hätte ich ihn gewiß umgebracht, ja Großvater, das schwöre ich dir. Ach! warum bin ich erst 11 Jahr alt!“

„Sieh doch, kleiner Narr,“ sagte der Großvater lachend, „du willst schon Herr im Hause seyn?“

„Mein Vater hinterließ, als er starb, mir auch die Mutter, und ich war also das Haupt des Hauses.“

„Ein schönes Haus! Vier Pfähle in die Erde gerammt, und Lehm und Stroh daran geworfen. Wenn du noch einen Pallast hättest wie die Falleri, wollte ich nichts sagen.“

„Die Falleri, die Falleri!“ entgegnete der Knabe, und schüttelte seinen braunen, schönen Kopf; man braucht nicht zu den reichen Falleri zu gehören, und kann doch Herz haben.“

„Willst du essen?“

„Ich habe keinen Hunger.“

„Nun so erzähle mir deine Flucht, und dann gehen wir zu Bett.“

„Siehst du Großvater, die Mutter hat den bösen Parsillo wieder zum Manne genommen, und am wehesten that es mir im Anfange, daß man sie nicht Frau Canova nannte, was doch so hübsch klingt; ich heiße doch auch so, und ein Sohn muß sich schämen, wenn er so heißt und seine Mutter wieder anders. Dann wurde es im Hause ganz anders, sobald der Herr Parsillo den Fuß hineingesetzt hatte, an-

ders, und schlimm; ich bekam nicht mehr die besten Bischen, sondern der Parsillo. Ich schmolte und man ließ mich schmolzen; aber immer allein zu schmolzen, ohne daß Jemand fragt, ist langweilig. Da dachte ich, du gehst fort, da bist du doch dein eigener Herr.“

„Vor der Hand lege dich hier auf dieses Stroh,“ sagte der Großvater, „und da du sobald Herr seyn willst, so werde ich dich in einiger Zeit zum Maurermeister machen lassen.“

„Maurer,“ meinte der Knabe verdrüsslich, „das ist nicht hübsch; pfui, immer einen Stein auf den andern legen, immer Steine.“

„Es soll wohl Marmor seyn?“

„Ja das ist schöner und edler.“

„Wir wollen sehen, jetzt laß uns schlafen.“

Am andern Morgen weckte Pasino den kleinen Antonio, und nahm ihn mit in den Pallast der Falleri, wo er an der Mauer etwas auszubessern hatte. Aber er hatte seine wahre Noth mit dem Knaben; er hieß ihn dieß, er hieß ihn jenes, aber kaum hatte er den Rücken gewandt, so machte Antonio einen Polichinell aus dem Mörtel; oder nahm die Kelle des Großvaters und baute aus dem Lehm allerlei Figuren. Die Großväter sind immer der Meinung ihrer Enkel, und so lachte auch Pasino über die Figuren, die Antonio bildete, wenn er arbeiten sollte.

Einst am Feste der heiligen Cäcilia war ein großes Gastmal in dem Pallaste der Falleri. Die Tafeln brachen fast unter der Last der Speisen, und die Gäste waren versammelt. Antonio verließ den Großvater an der Mauer, und drängte sich mit in die Küche, um die Pasteten etc. etc. backen zu sehen. Da fiel dem Haushofmeister ein, daß er etwas vergessen habe, und er geberdete sich wie ein Berzweifelter. Der Herr des Hauses kam hinzu, und brachte mit vieler Mühe das Unglück heraus, daß bei dem Dessert der große Mittelaufsatz auf der Tafel fehlte. Niemand wußte was man dahin stellen sollte, und es war nur noch eine halbe Stunde Zeit übrig.

„Wenn man auf mich hören wollte,“ murmelte Antonio zwischen den Zähnen, „ich wüßte ein Mittel.“

„Was machen? was machen?“ rief der Herzog und rieb sich die Stirne. „Pasino ist Maurer und Künstler, vielleicht könnte uns der aus der Verlegenheit reißen und uns eine Idee angeben. Warum lachst du Antonio, und was murmelst du leise? Gehe zu deinem Großvater und bringe ihn hieher.“

Lachend ging Antonio, und kam bald mit seinem Großvater zurück, den er an dem Schurzfelle hinter sich herzog.

Nachdem man sich erklärt hatte, wovon es sich handle, schüttelte der alte Pasino den Kopf, drehte verlegen in seinen alten schwieligen Händen seine Nachtmüge herum, die er aus Respect vor dem Hause der Falleri abgenommen hatte und sagte: „Wenn eine Mauer aufzuführen, oder ein Capital auszubessern wäre, — ja — oder —“

„Es handelt sich um einen schönen Aufsatz, einen schö-

nen Mittelaussatz, Großvater," rief ihm Antonio zu, als wäre der Alte taub.

Der Alte konnte keinen Rath geben, und der Knabe sprach: „Das ist seltsam, Ihr baut Palläste und könnt nicht einmal einen kleinen Tafelaussatz machen?“

„Schweige, Junge, und rede nicht in Gegenwart des gnädigen Herrn.“

Antonio stampfte mit dem Fuße, drehte sich, beschämt wegen des Tadels, und murmelte: „Wenn man mich nur hören wollte!“

Dem Herzoge, der seit einem Augenblicke; das Auge von dem geistreichen Gesichte des Enkels des Maurers nicht abwenden konnte, fiel der ungewöhnliche Ausdruck auf, der aus demselben sprach. Man konnte darin fast die Verachtung lesen, welche er über eine so kindische Berathung empfand, und seine Knabensirne glänzte von so außerordentlichem Bewußtsein, sein Mund lächelte so schadenfroh, und seine beiden spöttischen Mundwinkel sprachen so laut: „Warum wendet Ihr euch nicht an mich?“ daß der Herzog dem Wunsche, ihn zu fragen, nicht widerstehen konnte.

„Nun, wenn man dich anhören wollte, welchen Rath würdest du geben," fragte der Herzog, indem er Antonio gnädig am Ohrläppchen faßte.

„Gnädiger Herr," entgegnete Antonio hoch erröthend vor Stolz darüber, daß der Herzog seine Worte verstanden hatte, „wenn Pietro mir nur ein großes Stück Butterteig geben wollte.“

„Der gnädige Herr höre nicht auf den naseweisen Burschen," fiel der alte Pasino ein, und suchte seinen Enkel durch Winken zum Schweigen zu bringen.

„Ich höre ihn nicht bloß an," sagte der Herzog lachend, „sondern ich will auch, daß Pietro den Rath Antonio's befolge. Noch mehr, ich will, es soll für mich, wie für meine Gäste eine Überraschung werden. Antonio, ich gebe dir Vollmacht, aber wenn es dir mißlingt, was gibst du mir dafür?“

„Meine beiden Ohren," antwortete der Knabe stolz.

„Es sei!"

Und der Herzog kehrte zu seinen Gästen zurück.

Die Mahlzeit war prächtig wie alle die, welche seit undenklichen Zeiten von dieser reichen Familie gegeben wurden; als endlich die Zeit kam, das Dessert aufzutragen, erzählte der Herzog zum Spasse die Geschichte von dem Aussatz, und von der kecken Anmaßung des Enkels des Maurers.

Die Tafeln wurden von neuem gedeckt und zwar von den Enden an. Bald war nur noch die Mitte auszufüllen, und die Ungeduld der Gäste erreichte die höchste Stufe.

Endlich erschien der Haushofmeister mit einer großen verhängten Maschine, die man vor dem Herzog hinstellte; dann nahm man das weiße Tuch ab, und ein „Ah!" der Verwunderung ertönte von allen Seiten. Es war ein vollkommen modellirter Löwe aus Butterteig.

„Bravo, Bravo!" rief man rund um die Tafel, „wo ist der Koch, wo ist der kleine Maurer?“

„Wo ist der Künstler?" schrie der Herzog über alle.

Und zwischen den dicken Beinen Pietro's hervorguckte das hübsche kleine Knabengesicht, wohl verlegen und roth, aber von einem für dieses Alter außerordentlichen Feuer des Genius strahlend. Der Herzog war ein zu großer Freund der Künste, und zu aufgeklärt, als daß er in diesem Meisterwerke des Knaben, nicht die Spuren eines ausgezeichneten Talentes hätte erkennen sollen. Er selbst brachte Antonio nach Venedig, und ließ ihn dort von den größten Meistern unterrichten. Vier Jahre darauf begab sich der junge Schüßling des Herzogs mit Empfehlungsschreiben an die ersten Männer der Hauptstadt der christlichen Welt, nach Rom.

Er folgte ganz seiner Inspiration und gab zuerst den Brief an Signor Valguto ab, dessen Schüler er zu werden wünschte. Er wurde es, und sein Mitschüler ward der so berühmt gewordene Raphael Morghen. Später vertauschte Canova den Pinsel mit dem Meißel, und im Jahre 1782 lud der venetianische Gesandte Guliano, die bei ihm befindliche Gesellschaft ein, mit ihm in einen anstößenden Saal zu treten, um da eine vor Kurzem von einem Künstler, dessen Namen er verschwieg, vollendete Gruppe in Marmor zu bewundern, es war: Theseus, der Besieger des Minotaurus. Alle Anwesenden erklärten die Gruppe für das Kostbarste, was Rom je gesehen habe.

„Meine Herrn," sprach da Guliano, „der Künstler ist mein Landsmann. Meister Antonio Canova," fuhr er fort, und führte einen bescheidenen in der Entfernung stehenden jungen Mann herbei, „kommen Sie, und empfangen Sie die Ihnen gebührenden Glückwünsche.“

Das war Canova, der Stolz des neuen Italiens.

Jacques Permannon,

oder der Vertheiler des Weihwassers.

An der Hauptthüre der Kirche Notre Dame zu Paris stand viele Jahre lang ein kleiner buckeliger zwerghafter Mensch, höchstens dritthalb Fuß hoch, mit einem enormen Kopfe, langen Armen, an einem kleinen Körper; dieser Körper hatte keine eigentlichen Beine, aber riesenmäßige Füße; stehend auf einem Fußschemmel, der ihn vor der Kälte bewahrte, denn sonst würde man ihn oft gar nicht bemerkt, d. h. im eigentlichen Sinne des Wortes übersehen haben, sprach Jacques Permannon seine Gebete mit einer Eleganz der Diction, und einer Reinheit der Latinität, die unter den Vertheilern des Weihwassers selten genug war. Man hörte an seinem Credo, daß er verstand was er sagte. Ebenfalls reichte er mit einer gewissen Grazie den Weihwedel, mit einem Stiele von Ebenholz mit Silber eingelegt. Sein Haar war sorgfältig geordnet, seine Kleider reinlich.

Unter den Personen, welche ihre Fingerspiken an seinem Wedel mit dem geweihten Wasser benetzten, und ihm dann ein Almosen gaben, erschienen öfter die jungen Mädchen einer Pensionsanstalt. Von ihnen zeichnete sich besonders eine junge Engländerin aus, blond, blaß, deren schöne

Haare, in prächtigen Locken, sich unter dem Hute hervor-drängten; wie viele Mühe sie sich auch gegeben haben mochte, sie darunter zu verbergen. Es war eine arme Waise, für welche von unbekannter Hand fünfzehn Jahre lang, die ziemlich bedeutende Pension, und überdieß noch eine Summe bezahlt worden war, um ihre persönlichen Bedürfnisse zu bestreiten, und ihr Unterricht auf dem Piano zu verschaffen, worin sie Meisterinn geworden war.

Die Musik hatte sich der jungen zärtlichen Seele, die sich in dieser öffentlichen Erziehung sehr verlassen fühlte, ganz bemächtigt, und Miß Jenny vergaß an ihrem Piano, daß sie nie den süßen Mutternamen hatte nennen, noch den tröstenden Ton: Meine Tochter, hatte vernehmen können.

Man hatte ihr auch ein kleines Taschengeld ausgefekt, von diesem bekam Jacques Permanon einen großen Theil, denn ihm wendete sie ihre vorzügliche Gunst zu. Sie, die Niemand auf der Welt hatte, dem sie angehörte, selbst nicht einen Hund, den sie liebte, neigte sich unwillkürlich zu diesem von der Natur so vernachlässigten Wesen, das wie sie verlassen dastand; außer 10 Sous, die sie ihm jeden Sonntag gab, erhielt Permanon von Miß Jenny Hemden, Taschentücher und tausend kleine Bedürfnisse, die die Pensionärinnen, in ihrer Einsamkeit und in ihren müßigen Stunden zu verfertigen pflegten.

Sagen, wie sehr Permanon die junge Engländerinn liebte, wäre unmöglich; denn er fühlte für sie mehr als Dankbarkeit und Zärtlichkeit, er vergötterte sie. Wenn die Stunde nahte, da sie zu erscheinen pflegte, sah man ihn erblassen, und sich unruhig auf seinem Schämel bewegen; er vergaß den Weihwedel darzureichen, um, den Kopf nach der Strafe neigend, das Mädchen zu erspähen. Vernahm er endlich den Schall ihrer Tritte, und das Murmeln ihrer Stimme, so färbte sich sein Gesicht mit sanftem Purpur, und er zitterte an allen Gliedern. Erschien nun Miß Jenny, und sagte sie mit ihrer süßen Stimme einen freundlichen guten Morgen, so schlug sein Herz stürmisch, er kniete nieder, und wußte nicht, ob es ein Engel des Himmels war, den er anbethete.

Eines Tages kam Miß Jenny mit verweinten Augen, und wie von einem tiefen Schmerz gebeugt.

„Jacques,“ sagte sie, „ich kann dir künftig nichts mehr geben, denn ich bin jetzt ärmer als du. Seit einem Jahre hat die Vorsteherinn unserer Pensionsanstalt nichts mehr von meinem unbekanntem Beschüher gehört. Sie hatte es mir bisher verschwiegen, der Zufall hatte mich gestern zur Entdeckung geführt. Ich bin ein armes Mädchen, von christlicher Liebe unterhalten, und ich habe bereits auf das mir liebste auf der Welt, auf meine Musikstunden, verzichten müssen.“

Am andern Morgen wurden bei der Vorsteherinn des Institutes 3000 Franken von einem Unbekannten abgegeben. Auf dem Geldsack war die Unterschrift: Für Miß Jenny.

Das dauerte 4 Jahre, während welcher Miß Jenny wieder ruhig und sorglos lebend, nie verfehlte, Permanon jeden Sonntag seine 10 Sous zu geben, sammt den übrigen kleinen Geschenken, an welche sie ihn gewöhnt hatte.

Nach dieser Zeit wurde Permanon krank und erschien nicht mehr in der Kirche. Besorgt eilte Miß Jenny zu ihm nach ihm zu erkundigen. Nachdem sie mit vieler Mühe seine Wohnung erforscht, stieg sie zu seinem einsamen Dachstübchen hinauf, wo sie den Kranken auf einer elenden Strohmattre liegend fand.

Permanon war vor Freude außer sich, als er sie erblickte. „Mein Kind,“ sprach er, „es ist Jesus und die heilige Jungfrau, die Sie hieher sandten, um mir meine Todesstunde zu versüßen. Hätte ich Sie nicht mehr gesehen, so würde ich in Verzweiflung gestorben seyn; jetzt segne ich Sie und Gottes unendliche Barmherzigkeit.“

Dann zog er ein versiegeltes Papier unter seinem Kopfkissen hervor, übergab es dem Mädchen, gegen das Versprechen, es nicht eher als bis nach seinem Tode zu öffnen. „Es ist mein letzter Wille,“ setzte er hinzu; „wer außer Ihnen würde daran denken, den letzten Willen eines Bettlers zu vollziehen?“

Jenny versprach alles was er wollte und am andern Morgen, als sie wieder kam, ihn zu besuchen, fand sie ihn in Todeskampfe. Einige Augenblicke nachher verschied er, Miß Jenny's Hand in der seinigen festhaltend.

Da öffnete sie unter vielen Thränen das geheimnißvolle Papier. Es enthielt die Worte: „Begeben Sie sich unverzüglich zu dem Notar, Heinrich M. in der StraÙe Montmartre, er wird Ihnen ein wichtiges Papier mittheilen.“

Dieses Papier war ein Vermächtniß von hunderttausend Franken, welches Permanon vierzehn Tage vor seinem Tode, als er sich krank fühlte, beim Notar niedergelegt hatte.

Anekdoten, Schurrer, Einfälle.

In einem Sanitätsberichte meldete ein Kreis-Physikus an die betreffende Behörde, bei Gelegenheit der Cholera: „Dem Himmel sey Dank, die Moralität (Mortalität) nimmt in meinem Bezirk von Tag zu Tag mehr ab“ u. s. w.

Ein Schullehrer entließ die Schulknaben mit den Worten: „Heute von 3 bis 4 Uhr ist keine Stunde.“

„Liebe Freunde,“ sprach Jemand zu seinen Zuhörern, „bewundert Simsons Stärke, der mit einem Gekleinbäckern tausend Philister über die Klinge springen ließ.“

„Ich habe in der letzten Schlacht einem Feind die Beine abgenommen, prahlte ein junger Held. Warum nicht lieber den Kopf?“ fragte ein anderer. „Der war schon weg,“ lautete die naive Antwort.

In einer Stadt wurde ein neues Schauspiel, unter dem Titel: Bankrott auf die Bühne gebracht, es

miffiel allgemein und ward förmlich ausgepocht; als ein Herr, der auch im Schauspiel gewesen war, nach beendigter Vorstellung in eine Gesellschaft kam, fragte man ihn fogleich, wie das Stück ausgefallen sey. „Vortrefflich,“ verlegte er, „es ist ein vollkommener Bankerott, ich selbst habe dabei einen Gulden verloren.“

Jemand fragte einen Bekannten: was ist ein Conkurs? „Ein Gastmal“ erwiederte der Befragte, „vom Vermögen des Schuldners ausgerichtet. Die Sachwalter sitzen am Tisch mit großen Löffeln, und essen so viel sie wollen und können; die Gläubiger aber, stehen lauernd mit kleinen Löffeln in der Ferne, und erhalten hernach, was die Herrn vom Gastmal übrig gelassen haben.“

Ein Landmann saß zwischen zwei jungen Leuten, welche ihn aufzogen. „Meine Herrn,“ sagte er, „Sie scheinen mich zum Besten haben zu wollen; ich muß Ihnen eine Idee von meinem Character beibringen. Ich bin nicht ganz ein Pinsel, und eben auch kein Beck, aber so zwischen beiden.“

Ein reicher Mann ward auf seinem Todtenbette, von seinen zwei Sachwaltern besucht. „Kommen Sie meine Herren,“ sagte der Sterbende, „und stellen Sie sich auf die rechte und linke Seite meines Bettes, damit ich, wie mein Heiland, zwischen zwei Schächern sterbe.“

Die buchhändlerische Anpreisung eines neu erschienenen Romans in der Berliner Zeitung schloß mit den Worten: „Wir sind überzeugt, daß Jedermann dieses Buch mit Vergnügen aus der Hand legen wird.“

Ein ziemlich ruinirter Börsenspeculant legte sich auf die Schriftstellerey. Jemand sagte von ihm: „Erst hat das Papier ihn ruinirt, jetzt ruinirt er das Papier.“

Ein Schulze berichtete in einem über ämtlichen Erlaß wegen Schwärzung fremden Salzes erstatteten Bericht: „In unserm Dorf wird fremdes Salz nie geschwärzt, indem es Schade wäre, weil es viel weißer ist als das unsrige.“

C. Logogriphen, Charaden und Räthsel.

1. R ä t h s e l.

Wie heißt die Mutter vieler Kinderhausen
Von deren Manne Niemand je gehört?
Die Kinder kennt man, die sich lieben, raufen
Und morden, wie sie Leidenschaft empört;
Und Güte lernen könnten sie von ihr
Denn Mutterfornfalt ist, wenn irgend, hier.

Sie hat sie reich mit allem ausgerüstet,
Was ihnen je zur Nothdurft dienen kann,

Sie nimmt's nicht übel, wenn sie auch gelüftet,
Und Leckerbissen weist sie reichlich an,
Doch zieht sie einen Stamm dem andern vor,
Dogleich in ihr sich findet mancher Thor.

Was sie verberg, sucht dieser Stamm zu finden
Sie kritteln oft an ihrem schönsten Schmuck,
Sie wagen and're ihr zu unterbinden
Mit ihren Kleidern treiben sie viel Spuck
Sie läßt sich viel gefallen bis am End'
Ob all' dem Treiben doch ihr Zorn entbrennt.

Und wenn die Kinder nun in ihren Banden,
Sie festzuhalten glauben, bricht sie los,
Sie macht das Kinderspiel mit Macht zu Schanden
Erstickt die Frechen oft in ihrem Schooß
Und mancher lust'ge Sohn hat ausgelacht,
Wenn sie mit ihren Donnerbüchsen kracht.

2. Sylbenräthsel.

Zweisyblig.

Das Erste verkündet dich aller Welt
Mit fünferley reißbaren Banden
Das Andere bist du wenn dir was gefällt
Und du hast fogleich es zuhanden.
Eins sollst du auch haben für geistige Kraft,
Zwey seyn an bleibenden Thaten;
Mein Räthsel könnte das Ganze seyn,
Wer's auch ist, wird es errathen.

3. R ä t h s e l.

Ich bin ein ehrlicher Gejell,
Bei Schönen wol gelitten,
Und mangle ich so suchen sie mich schnell
Darf sie nicht lange bitten
Wohlvollend sehen sie mich an
Und denkt, ich bin nicht mal ein Mann.

Ich bin auf Erden manichmal
Im Wasser meist zu finden;
Ich glänz' im schön geschmückten Saal
Weinake zum Erblinden.
Empfänglich für das Schöne bin
Ich ohne Herz und ohne Sinn

Ich lehr' euch heimlich mit Geschick
In liebe Augen sehen
Da kann ein Wink, ein Herzensblick
Herüber, hinüber gehen,
Dem wird oft warm, wenn and're friert
Wer diese Optik einstudiert.

Auflösung der Räthsel.

1. Die Erde. — 2. Sinnreich. — 3. Spiegel.

Weiden und Scheiden.

In Musik gesetzt von Conradin Kreutzer,
Kapellmeister des k. k. Hofopertheaters.

Andantino.

Singstimme.

Pianoforte.

1. War einst ein Mädchen und jun - ger Knab', die hat - ten ein - an - der so
2. Der Kna - be kam nicht wie - der zu - rück, zog wei - ter oh - ne

lieb; den Kna - ben a - ber die Wan - der - lust gar fer - ne vom Hau - se
Ruh', und such - te ge - schäf - tig und fand sein Glück und nahm sich ein Weibchen da -

trieb, und bei dem Scheiden weinten die
 zu. Daheim die Eigne weint nun al-

fp

dim.

p

Bei den, weinten die Bei den.
 lei ne, weint nun al- lei ne.

fp

pp

pp